

Sachdokumentation:

Signatur: DS 2792

Permalink: www.sachdokumentation.ch/bestand/ds/2792



Nutzungsbestimmungen

Dieses elektronische Dokument wird vom Schweizerischen Sozialarchiv zur Verfügung gestellt. Es kann in der angebotenen Form für den Eigengebrauch reproduziert und genutzt werden (private Verwendung, inkl. Lehre und Forschung). Für das Einhalten der urheberrechtlichen Bestimmungen ist der/die Nutzer/in verantwortlich. Jede Verwendung muss mit einem Quellennachweis versehen sein.

Zitierweise für graue Literatur

Elektronische Broschüren und Flugschriften (DS) aus den Dossiers der Sachdokumentation des Sozialarchivs werden gemäss den üblichen Zitierrichtlinien für wissenschaftliche Literatur wenn möglich einzeln zitiert. Es ist jedoch sinnvoll, die verwendeten thematischen Dossiers ebenfalls zu zitieren. Anzugeben sind demnach die Signatur des einzelnen Dokuments sowie das zugehörige Dossier.



Newsletter vom 30. 8. 2020

Inhalt

Lernprozesse stärker in den Fokus rücken	1
28.8.2020, Hanspeter Amstutz	1
Baustelle Schule.....	4
Journal21, 22.8.2020, Carl Bossard	4
Gruppenarbeit und Projekte: Schwere Last auf jungen Schultern	6
Schule Schweiz 18.8.2020, Urs Kalberer	6
Im Fernunterricht werden die Lernziele deutlich weniger erreicht.....	8
Starke Volksschule beider Basel (SSbB) 15.08.2020, Alina Isler	8
Fernunterricht als Lösung – aber für welche Probleme?	8
Infosperber 23.8.2020, Silvia Henke.....	8
Tausende Schulabgänger scheitern jährlich am Multicheck	9
Blick 27.08.2020, Flavio Razzino.....	9
Historikerin Karin Manz: Deshalb brauchen Kinder Wirklichkeit	12
Blick 9.8.2020, Benno Tuchschnid	12
«Das zeugt von Weltfremdheit».....	13
NZZ am Sonntag 16.8.2020, Leserbriefe	13
Es braucht die Schulpflege	14
25.8.2020 Leserbrief T. Frey, Bünzen	14
In Zürich sollen «die Richtigen» ins Gymi	15
Tages-Anzeiger 25.8.2020, Zürich, Pascal Unternährer	15
Bitte Mass halten – Schule und Corona	16
NZZ 24.8.2020, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Klaus Zierer.....	16
«Ist das Kind schlecht, hat das mit dem Lehrer zu tun»	17
NZZ am Sonntag 16.8.2020, Magazin, Interview: Sacha Batthyany und Martin Helg	17
Bindung, Vertrauen und schulisches Lernen	23
Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, 16.9.2020	23

Lernprozesse stärker in den Fokus rücken

28.8.2020, Hanspeter Amstutz

Baustellen faszinieren kleine Kinder ungemein. Mein dreijähriger Enkel lässt sich kaum von einer Baustelle wegbringen, wenn in einer grossen Baugrube Schaufelbagger an der Arbeit sind und Kräne schwere Lasten heben. Seine Entdeckerfreude nimmt kein Ende, denn immer wieder kann er Dinge beobachten, die ihn ganz in Beschlag nehmen. Diese Faszination des Bauens spiegelt sich auch in den Kinderbüchern, wo Wimmelbücher über die Arbeit auf Baustellen grossen Absatz finden.



Lernen bedeutet überlegtes Aufbauen

Kinder spüren intuitiv, dass das Bauen von existenzieller Bedeutung ist. Beim Blick in die Baugrube wollen sie verstehen, was da abläuft und was entstehen wird. Für sie ist das Bauen durchaus ein Gleichnis für das Neue in ihrem Leben, das sie täglich erleben. In seinem anspruchsvollen Beitrag mit dem Titel «Baustelle Schule» greift Carl Bossard den Vergleich mit dem Bauen auf, um auf anschauliche Weise die grosse Bedeutung der Lernprozesse in der Pädagogik in Erinnerung zu rufen.

Lernen ist ein komplexer Vorgang, bei welchem wie auf einer Baustelle alles richtig ineinandergreifen muss. Schritt für Schritt wird vorgegangen. Nur auf einem soliden Fundament können die Maurer die Backsteinwände errichten. Die Verschalungen der Betondecken werden erst entfernt, wenn der Beton trocken ist. Auch das schulische Lernen ist ein Aufbauen, das einem klaren Plan folgen muss, wenn es gelingen soll.

Erfolgreiches Unterrichten setzt duales Denken voraus

Dabei stellen sich den Lehrpersonen stets zwei grundlegende Fragen, die in jedem Lernprozess von zentraler Bedeutung sind. Auf der einen Seite ist es der Bildungsinhalt, der schulische Stoff, den es zu vermitteln gilt. Diese Inhalte müssen bezüglich des allgemeinen Bildungswerts relevant und für exemplarisches Verstehen geeignet sein. Lehrpersonen sollten den ausgewählten Stoff möglichst durchdrungen haben, damit sie aus dem Vollen schöpfen können. Auf der anderen Seite steht der junge Mensch mit seinen Anlagen, Wünschen und Bildungsinteressen. Die Lehrperson muss mit ihrer Botschaft den Empfänger stets im Blickfeld haben und sich fragen, wie die Kinder den Lernprozess verarbeiten. Wo muss ich als Lehrer behutsam, aber zielgerichtet eingreifen? Wo ist mehr Üben angesagt und wo sind didaktische Wege zu korrigieren?

Das Zusammenspiel der beiden verschiedenen Bereiche führt zu einer spannenden Dynamik in den Lernprozessen. Engagierte Lehrpersonen sind deshalb immer wieder fasziniert, wie Lernprozesse sich bei den Kindern und Jugendlichen entwickeln und wie man das Lernen optimieren kann. Es versteht sich von selbst, dass bei diesem Unterrichtsverständnis der Lehrerberuf weit mehr mit pädagogischer Kunst als mit braver Coachingtätigkeit zur Umsetzung eines vorgegebenen Mammutprogramms zu tun hat.

Die Lektüre unseres Startbeitrags wird Sie nicht enttäuschen. Carl Bossard erklärt Ihnen die Teilschritte von Lernprozessen einleuchtend und stellt alles in einen Gesamtzusammenhang. Sie werden dabei um einige Erkenntnisse reicher.

Wenig erforschte Lernprozesse beim Mythos Gruppenarbeit

In unserem zweiten zentralen Beitrag geht Sekundarlehrer Urs Kalberer der Frage nach, welche Lernprozesse sich in Gruppenarbeiten abspielen. Man merkt, dass die Beobachtungen des Autors auf umfangreichen praktischen Erfahrungen beruhen. Er stellt die vielfältigen Erwartungen, die an den modernen Gruppenunterricht gestellt werden, den effektiven Resultaten des Lernens in Gruppen gegenüber. Der Autor listet eine ganze Reihe von sozialen und kognitiven Kompetenzen auf, die nach verbreiteter Auffassung in der Arbeit im Team schneller erworben können als durch klassische Instruktion. Manche sehen in der Gruppenarbeit gar eine Art didaktisches Breitband-Heilmittel, um alle schulischen Erwartungen abdecken zu können.

Doch der genaue Blick auf teamorientierte Lernprozesse zeigt auf, dass der Zuwachs an Wissen und Können gesamthaft gesehen eher bescheiden ist. Während aktive Gruppenmitglieder neue Kompetenzen erwerben, machen andere kaum Lernfortschritte. Die Vorstellung, dass selbständiges Lernen und die Entwicklung von Lernstrategien aufgrund häufiger Gruppenarbeiten bei vielen Schülern einen Sprung nach vorn machen würden, ist trügerisch. Der Autor sieht klare Grenzen des Konstruktivismus, wenn es um den Erwerb von Grundkompetenzen im kognitiven Bereich und beim Erwerb des Fachwissens in den



Realien geht.

Regelmässig in den Unterricht eingebaute Gruppenarbeiten sind zweifellos wertvoll für soziale Erfahrungen in Teamarbeit. Sie überfordern aber Lehrpersonen und die meisten Schüler, wenn damit ein Ersatz für die nach wie vor zentrale Lernform der direkten Instruktion angestrebt wird. Mit seinen praxisnahen Erkenntnissen bringt der Autor das umstrittene Dogma von der Überlegenheit des selbstbestimmten Lernens in der Volksschule ganz schön ins Wanken.

Genormte Schnelltests können Zeugnisse nicht ersetzen

Wieweit können genormte Lerntests den Resultaten individueller Lernprozesse von Jugendlichen gerecht werden? Diese Frage kann man sich stellen, wenn man hört, dass jährlich Tausende von Schülerinnen und Schülern beim Multitest scheitern. Der kostenpflichtige Test nimmt für sich in Anspruch, in weniger als einem Halbtage erfassen zu können, wo das schulische Potenzial eines Jugendlichen liegt.

Würde der Test nur verwendet, um ein ergänzendes Bild der schulischen Leistungen neben den Schulzeugnissen zu geben, wäre dagegen nichts einzuwenden. Doch die Entwicklung geht in eine völlig falsche Richtung. Viele Betriebe und schulische Einrichtungen erachten den fragwürdigen Multicheck leider als aussagekräftiger als Zeugnisnoten. Zu Recht wird deshalb im Beitrag von Flavio Razzino der verbreitete Glaube an die verlässliche Aussagekraft des Multicheck-Schnelltests kritisiert.

Weitere Beiträge zum aktuellen Schulgeschehen und zwei Perlen als Abschluss

Wie immer enthält unser Newsletter neben einem Schwerpunktthema eine Auswahl der wichtigsten Beiträge über das schulpolitische Geschehen der letzten beiden Wochen. So wird im Zusammenhang mit dem Fernunterricht die Frage der Digitalisierung erneut aufgerollt und diskutiert. Eine Historikerin erinnert in einem lesenswerten Interview, dass unsere Volksschule mit dem Weg der kontinuierlichen Erneuerungen anstelle stürmischer Veränderungen gut gefahren ist. Ein Dauerbrenner in den Gazetten ist die Reform des Gymnasiums mitsamt den viel Diskussionsstoff bietenden Aufnahmeprüfungen. In unserem Leserbriefforum spiegelt sich diese Thematik. Dazu kommt ein engagierter Leserbrief einer ehemaligen Schulpflegerin, die sich für eine Stärkung der vom Volk gewählten Schulpflege einsetzt.

Den Abschluss unseres Newsletters bilden zwei Beiträge, die nochmals Grundsätzliches über Schule und Unterricht aufgreifen. In einem NZZ-Gastkommentar legt Klaus Zierer mit starken Argumenten eine Lanze für einen lebendigen Präsenzunterricht ein. Und im abschliessenden NZZ-Interview kommt mit Dieter Rüttimann ein erfahrener Pädagoge zu Wort. Seine Aussagen regen zum Denken an, auch wenn manche recht umstritten sein dürften.

Doch genau diese Art des Dialogs suchen wir. Wir wünschen Ihnen viel Gewinn bei der Lektüre.

Für die Redaktion Starke Volksschule Zürich

Hanspeter Amstutz



Baustelle Schule

Journal21, 22.8.2020, Carl Bossard

Die Corona-Situation erforderte vielerorts Um- und Ausbauten. – Gedanken zur Metapher des Bauens am Beginn eines speziellen Schuljahres.

Entdeckt in einem Primarschulhaus: Ein farbenfrohes Bild mit dem Hundertwasser-Haus in Wien, gemalt vom Künstler selber, verziert die Tür zum Klassenzimmer. Auf den einzelnen Wohnungen leuchten 22 Kindergesichter. Jedes schaut verschmitzt unter dem gelben Schutzhelm hervor. Mitten drin der Lehrer als munterer Bauleiter. Und darüber ihr gemeinsames Motto fürs neue Schuljahr: „Wir bauen an unserer Zukunft – einzeln und im Team.“

Welt rezipieren und Identität finden

Bauen ist eine aussagekräftige Metapher, ein einprägsames Bild – auch für die Arbeit von Lehrerinnen und Lehrern. Wer ausbildet und bildet, wer unterrichtet und mit Kindern auf ihrem Lernweg unterwegs ist, hilft verantwortlich mit am Bau persönlicher Lebenswelten.

„Jeder muss seine eigene Welt aufbauen.“ So raten die Einflüsterer in Peter Handkes melodramatischem Stück „Kaspar“.¹ Die eigene Welt aufbauen – das muss auch das Findelkind Kaspar Hauser nach seinem rätselhaften Auftauchen vor bald zweihundert Jahren, damals in Nürnberg 1828. Ein junger Gymnasiallehrer nimmt den ausgesetzten und beinahe sprachlosen Knaben bei sich auf, arbeitet mit ihm und führt ihn aus seiner begrenzten Welt zu ersten Erkenntnissen. Der 16-jährige Kaspar, der als Mensch ohne Mitmenschen aufgewachsen ist, lernt reden und schreiben; er rezipiert staunend Welt und findet seine Identität.

„Wer bin ich?“ lautet darum das Kaspar-Hauser-Motiv. Diese auf den Kern des Menschlichen weisende Frage verbindet sich mit Martin Heideggers Metapher vom „Haus der Sprache“: Um sich die Welt zu erschliessen, im weiteren Sinn also zu „konstruieren“, braucht der Mensch die Sprache wie ein Haus.

Verknüpfung von Ich und Welt

Das Individuum kann sich nicht aus sich selbst heraus bilden, sondern nur im Dialog mit der Welt. „Kaspar“ zeigt es, der Gymnasiallehrer praktiziert es. Wilhelm von Humboldt spricht von der notwendigen Verknüpfung von Ich und Welt. Familie und Schule regen diesen Dialog an, der das Ich und die Welt konstruiert und verknüpft.

Lehrerinnen und Lehrer bauen darum an der individuellen Zukunft von Kindern und Jugendlichen. Sie arbeiten nicht mit Steinen und Zement, nicht mit Maurerkelle und Mörtel, nicht mit Beton und Bohrer. Wissen und Können aufbauen, Verstehen und Verhalten fördern, das ist ihre Aufgabe – mit Erklären und Ermuntern, mit Üben und Rückmelden. So bauen sie mit an der Welt ihrer Schülerinnen und Schüler, an deren ganz persönlicher Identität.

Komplexe Prozesse

Bauen ist ein komplexer Vorgang; er muss sorgfältig geplant und realisiert sein. Sorgsam zu planen sind auch die anspruchsvollen Prozesse des Lehrens und Lernens – also der Erwerb von Wissen und Können oder von sogenannten Kompetenzen. Additiv Lerninhalte zusammenfügen ist zu wenig. Fähigkeiten wie Denkenkönnen benötigen klare Wissensstrukturen. Jugendliche brauchen deshalb kognitive Ordnungen. Diese müssen systematisch aufgebaut werden.

Gutes Lernen ist ein vielschichtiger und auch inhaltspezifischer Prozess. Mathematische

¹ Peter Handke: *Kaspar*. Suhrkamp Verlag, 1968, S. 36



Denkhandlungen beispielsweise laufen in vielerlei Hinsicht anders ab als die sprachlichen Lernprozesse oder der Erwerb von historischem oder biologischem Wissen und wieder anders als diejenigen, die manuelle Fertigkeiten sicherstellen. Schnellrezepte helfen den Lehrpersonen wenig. Diese Lehr- und Lernvorgänge erfordern differenziertes kognitionspsychologisches und lerntheoretisches Können; notwendig ist ein hohes Bewusstsein für den Prozesscharakter des Lernens. Bei der aktuell dominierenden Kompetenzorientierung kommt dieser Aspekt zu kurz.

Konstruktion und Konsolidierung

Lernen im Rahmen der Schule bedeutet immer zwei Dinge: Aufbau von Neuem mit dem Ziel des Verstehens sowie systematisches Konsolidieren oder intensives Üben des Gelernten – und dies bei ganz verschiedenen Arten an Wissen und Können. Dazu gehören beispielsweise begriffliches Wissen, Handlungswissen oder konditionales Wissen.²

Reales Bauen besteht aus vielen konstituierenden Teilabläufen. Genau gleich ist es beim Lehren und Lernen in der Schule. An konkreten Einzelinhalten wie zum Beispiel dem Zehnerübergang oder beim Einführen ins Schreiben werden Lernprozesse angestoßen. Der Lehrer begleitet diese individuell geprägten Prozesse und bewertet oder evaluiert das erworbene Wissen und Können. Und falls die Lernergebnisse nicht stimmen, justiert die Lehrerin. Dieses Nachfassen ist bedeutsam; nicht selten geht es vergessen. Das kann fatale Folgen haben.

Aufbau von verstandenem Wissen

Neues Wissen und Können verständlich aufbauen und durch Üben das Behalten konsolidieren – das gehört zum Lernen. Grundlegende Teilprozesse jeder Aufbauarbeit sind darum das Verstehen und Behalten, das Abrufen und Anwenden von Wissen und Können.

Diese vier Teilprozesse – Verstehen, Behalten, Abrufen und Anwenden – stehen in einem interaktiven Verhältnis zueinander. Es sind Faktoren, die das Lernresultat generieren. Falls nur einer von ihnen abfällt, wird das ganze Ergebnis schwach herauskommen. Es ist die simple Formel: L (Lernen) = V (Verstehen) x B (Behalten, Üben, Festigen) x A (Abrufen können). Leicht zu erkennen sind die Konsequenzen, wenn ein Faktor gegen null strebt – wenn beispielsweise das Verstehen oder die Festigungsphase beim Aufbau fehlt.

Eigene und gemeinsame Welt

Die Schule hat wieder begonnen – unter erschwerten Umständen. Die Kinder kehren in den Unterricht zurück. Da ist einerseits die ganz persönliche kleine Welt jedes einzelnen Kindes, sein eigenes Leben mit allen Freuden und Sorgen. Andererseits ist da die grosse Welt – mit all ihren Schönheiten und Schattenseiten, mit ihren Anforderungen und Erwartungen. Und dazwischen die Lehrerin, der Lehrer.

Corona belastet den Schulalltag; der pädagogische Doppelauftrag der Lehrpersonen aber bleibt: erstens die Kinder beim Aufbau ihrer Lern- und Lebenswelt führen und anleiten: „Jeder muss seine eigene Welt aufbauen.“ Zweitens geht es in der Schule aber auch darum, dass sich junge Menschen auf eine gemeinsame Welt ausrichten. Darin liegt der tiefere Sinn des Lernens in der Klasse, des Arbeitens im Kollektiv: Verantwortung füreinander tragen, Rücksicht aufeinander nehmen, miteinander vorwärtskommen. Auch an dieser Haltung arbeiten und bauen Lehrerinnen und Lehrer.

² Gerhard Steiner: *Der Kick zum effizienten Lernen. Erfolgreich und nachhaltig ausbilden dank lernpsychologischer Kompetenz – vermittelt an 30 Beispielen.* Hep Verlag, 2007.



Gruppenarbeit und Projekte: Schwere Last auf jungen Schultern

Schule Schweiz 18.8.2020, Urs Kalberer

Gruppenarbeit gehört zum Standardinstrumentarium jedes Lehrers, sie hat in der Ausbildung ihren festen Platz. Viele Schultheoretiker neigen dazu, die direkte lehrergesteuerte Instruktion (Frontalunterricht) zu verpönen, deshalb gehören kollaborative Arbeitsformen wie Gruppenarbeit und Projekte seit Jahrzehnten zum Standard in der Lehrerbildung. Das wird oft damit legitimiert, dass dabei nicht nur der fachliche, sondern auch der zwischenmenschliche Aspekt abgedeckt wird. Gruppenarbeit hat demzufolge verschiedene Vorteile, sie

- verbessert und vertieft das Lernen
- entwickelt die sozialen Fähigkeiten
- entwickelt komplexe Lernstrategien
- ermöglicht selbständiges Lernen
- steigert die Teamfähigkeit

Da scheint man es offenbar mit einem didaktischen Breitband-Heilmittel zu tun zu haben. Soweit die Theorie. In der Praxis sehe und erlebe ich seit Jahren bei mir und bei engagierten Lehrerkollegen ein grosses Bemühen, Gruppenarbeit lernwirksam einzusetzen. Doch ganz so einfach ist dies nicht, offenbar machen die Lehrkräfte etwas falsch, denn an der Methode kann es ja nicht liegen (siehe oben). Es zeigen sich nämlich immer wieder dieselben Muster:

- Inaktivität. Man kann sich unter dem Nebel des kollaborativen Arbeitens gut verstecken. Die meisten Schüler geben das auch offen zu und freuen sich auf die nächste Gruppenarbeit, ganz nach dem Motto TEAM (Toll, ein anderer macht's).
- Ungleiche Arbeitsverteilung. Es ist schwierig, jedem Schüler eine äquivalente Rolle innerhalb der Gruppe zuzuordnen.
- Präsentation. Niemand reisst sich darum, die Resultate der Klasse vorzustellen. Das führt gruppenintern zu einem Wettbewerb, wer das Thema am wenigsten durchschaut. Diese Person fällt dann logischerweise aus dem Rennen. Ein Phänomen, das ich selbst an unzähligen Lehrerweiterbildungen erlebt habe.
- Unfaire Bewertung. Alle Teilnehmer der Gruppe erhalten dieselbe Note. Das ist höchst fragwürdig angesichts der unterschiedlichen Beiträge der einzelnen Gruppenmitglieder.

Zu diesen praktischen Erfahrungen kommt noch ein eklatanter Mangel an soliden wissenschaftlichen Studien, welche die vielen vorgebrachten Vorteile belegen könnten. Sind wir also einem weiteren pädagogischen Trend auf den Leim gekrochen?

Grenzen des Konstruktivismus

Gruppenarbeit basiert auf einem lernpsychologischen und einem ökonomischen Fundament. Die Theorie des Konstruktivismus geht davon aus, dass es lohnender sei, wenn sich Schüler den Stoff möglichst selbst erarbeiten. Der Schüler soll sich vom Lehrer emanzipieren, der in die Rolle eines Beobachters und Lernbegleiters gedrängt wird. In dieser Funktion kann er aber nicht immer zum Vorteil des Lernens wirken. Das Alphabet und die Ziffern beispielsweise sind komplexe und abstrakte Erfindungen unserer Zivilisation. Lesen und schreiben lernt man nicht selbstentdeckend – sie müssen vermittelt werden durch bewussten, expliziten Unterricht. Dasselbe gilt für den Wissensaufbau in den Realienfächern. Hier zeigen sich die Grenzen des Konstruktivismus, einer Theorie des Lernens, die nicht automatisch auf das Lehren angewendet werden kann. Jeder Versuch, die Schüler Stoff selbständig mit kollaborativen Lernformen erarbeiten zu lassen ist nichts



anderes als eine enorme Zeitverschwendung.

Wann machen Gruppenarbeiten trotzdem Sinn? Es gibt Schulsituationen, die darauf angelegt sind, gemeinsam gemeistert zu werden, wie z.B. Teamsport oder Gesang und Musik. Gruppenarbeit als Überführung des industriellen Konzepts der Arbeitsteilung zeigt sich auch an gemeinschaftlichen Aktivitäten wie dem Papiersammeln, wo meist in Gruppen ein bestimmtes Revier bearbeitet wird. Ausserdem ist es nach einer Phase von längerer Einzelarbeit motivierend, zu einer kurzen gemeinschaftlichen Tätigkeit zu wechseln. Am Ende einer Lerneinheit können Schülergruppen den Stoff repetieren und andere Positionen anhören und diskutieren. Innerhalb der Kleingruppe getrauen sie sich eher, Fragen zu stellen. Gruppenarbeit hat also durchaus seine Berechtigung an der Schule. Sie macht jedoch nur dann Sinn, wenn die Schüler Verantwortung für ihr Lernen übernehmen können und durch das besondere Lernarrangement nicht verleitet werden, die gestellte Aufgabe aus den Augen zu verlieren. Besonders für jüngere Schüler ist dies eine hohe Hürde, die bei häufiger Anwendung zur Bürde und Last wird. Gruppenarbeit sollte nicht die direkte Instruktion durch den Lehrer ersetzen, denn wir wissen, dass geführter, lehrerzentrierter Unterricht sich am vorteilhaftesten für den Lernprozess auswirkt. Handelt es sich also darum, Faktenwissen zu vermitteln – und davon gibt es ausreichend – braucht es einen Lehrer, der dieses Wissen kompetent vermitteln kann.

Wissen als Voraussetzung

In der heutigen Arbeitswelt wird viel in Teamarbeit erledigt. Um die Schüler fit für «das wirkliche Leben» zu machen, werden Gruppenarbeiten und Projekte in der Schule geübt. Damit sollen die Kinder und Jugendlichen schon früh aus der künstlich geschaffenen Schulsituation herausgeholt werden, um sie mit Problemen und Fragestellungen aus der realen Welt zu konfrontieren. Das Argument ist wohlbekannt aus der Diskussion rund um die Digitalisierung der Schule. Stichworte dieser Unterrichtsphilosophie sind: Lernerautonomie, selbstbestimmtes Lernen, selbstentdeckendes Lernen, schülerzentriertes Lernen, aber auch altersdurchmisches Lernen.

Um entsprechende Aufgaben erfolgreich lösen zu können, brauchen die Schüler viel Wissen und Können, das ihnen aber im Projekt nicht vermittelt wird. Schulprojekte sind deshalb zutiefst ungerecht, da Schüler, welche am wenigsten schwach abschliessen, das nötige Hintergrundwissen notgedrungen anderswo (z.B. im Elternhaus) erworben haben. Es ist ein nobles Ziel, Schülern kritisches Denken und Zusammenarbeit beibringen zu wollen, doch die dazu angewendeten Methoden passen nicht. Der Weg zur Eigenständigkeit führt nicht über möglichst frühes eigenständiges Lernen. Damit Schüler selbständige Problemlöser werden, brauchen sie einen vom Lehrer klar geführten und strukturierten Unterricht. Höchste Zeit also, unsere Erwartungen an Gruppenarbeiten und Projekte zu überdenken.

Literatur:

Tom Bennett "Group Work for the Good", American Federation of Teachers, 2015 <https://www.aft.org/ae/spring2015/bennett>

Daisy Christodoulou, «Seven Myths about Education», Routledge, 2014



Im Fernunterricht werden die Lernziele deutlich weniger erreicht

Starke Volksschule beider Basel (SSbB) 15.08.2020, Alina Isler

An der Umfrage, die von der Starken Schule beider Basel (SSbB) in den vergangenen zwei Wochen zum Thema «Fernunterricht während der Corona-Krise» durchgeführt wurde, nahmen 537 Lehrpersonen aus den beiden Basler Halbkantonen teil. 64.99% der Lehrpersonen unterrichten an den Volksschulen (Primarstufe und Sekundarstufe 1) und 35.01% an einer weiterführenden Schule. Die Beteiligten gaben Auskunft darüber, wie sie den Fernunterricht persönlich und die Arbeit mit den Schüler/-innen erlebten. Die Ergebnisse sind eindeutig: Die Lernziele wurden deutlich schlechter erreicht. Insbesondere die leistungsschwächeren Schüler/-innen haben kaum Fortschritte gemacht, obwohl der geleistete Arbeitsaufwand der Lehrpersonen durchschnittlich grösser war als beim Präsenzunterricht.

[Mehr...](#)

Fernunterricht als Lösung – aber für welche Probleme?

Infosperber 23.8.2020, Silvia Henke

Die Programme für Fernunterricht an den Universitäten sind älter als Corona. Was aber sollen sie «lösen»?

Das Herbstsemester 2020 steht vor der Türe, die Schutzkonzepte werden angepasst und sie implizieren, dass sich die Studierenden an Hochschulen und Universitäten weiterhin auch auf digitalen Unterricht einstellen müssen. Viele haben dies schon unabhängig von aktuellen Fallzahlen und Abstandsregeln so geplant. So direkt wie Matthias Geerig, Kommunikationsleiter an der Universität Basel äusserten sich andere Hochschulleitungen dazu nicht: «Die Reise geht auf jeden Fall in Richtung Blended Learning – mit oder ohne Corona.» (Matthias Geering, «bz» vom 20. Juli). Was für eine Reise aber – und wohin führt sie?

Digitalisierung: Mehr oder weniger Bildung?

Die Pläne für eine Digitalisierung des Unterrichts sind älter als Corona, die Programme für den Ausbau von E-Learning ebenfalls. Jetzt aber, mit einem sprunghaft angestiegenen Erfahrungswissen über digitalen Fernunterricht, ist es beste und höchste Zeit, darüber nachzudenken, welche Probleme die Digitalisierung lösen soll, wenn es nicht um die Vermeidung von Ansteckung geht. Ganz wichtig hierbei ist zu sehen, dass die Ziele nie klar formuliert wurden, weil vielerorts «Digitalisierung» als Innovation und damit als Zweck an sich aufgefasst wird. Dieses Selbstverständnis klingt im Statement von Geering an; abgebildet ist es in vielen Strategiepapieren der Hochschulen seit mindestens 5 Jahren.

Dabei fehlte es an einigen Koordinaten – zunächst an einer Differenzierung dessen, was Digitalisierung als Begriff alles im Gepäck hat. Denn Digitalisierung ist zunächst nur eine technologisch gesteuerte Rationalisierung, die nichts mit Menschen und deren Bildung zu tun hat. Hierzu haben sich in der Coronazeit Erkenntnisse eingestellt, in welchen die Möglichkeiten und Schwierigkeiten des digitalen Fernunterrichts klarer geworden sind.

Sie sollten jetzt geprüft werden, bevor einfach flächendeckend iPads verteilt werden an Sekundarschulen wie im Kanton Baselland, der sonst gerne in der Bildung spart.



«Blended learning»: Mit oder trotz digitaler Medien?

Die ersten Auswirkungen auf das Lernverhalten von Schüler*innen im Coronasemester wurden jüngst als «Schulbarometer» kommuniziert, basierend auf einer grossen Umfrage der pädagogischen Hochschule Zug, die im Frühjahr 2020 in der Schweiz, Deutschland und Österreich durchgeführt wurde. Es handelt sich also nicht um eine Langzeitstudie, sondern um die Auswertung erster Erkenntnisse. Sie sind durchzogen und besagen vor allem: Trotz digitaler Medien wurde gelernt. Aber nur von einem Drittel der Befragten. Ein Drittel hat weniger oder nichts gelernt, ein Drittel hat profitiert und mehr gelernt. Die individuelle Lernbilanz ist abhängig vom Lerntypus wie auch vom sozialen Milieu.

[Mehr...](#)

Tausende Schulabgänger scheitern jährlich am Multicheck

Blick 27.08.2020, Flavio Razzino

Multicheck wird zum umstrittenen Standard, Fragwürdiger Eignungstest zerstört Berufsträume von Jugendlichen

Ohne gutes Resultat im Multicheck gibts keine Lehrstelle – so heisst es bei vielen Lehrbetrieben in der Schweiz. Der umstrittene Eignungstest ist mittlerweile Standard – und sorgt jährlich bei Tausenden Jugendlichen, die ihn nicht bestehen, für grosse Probleme.

Seit dem Schulstart Mitte August gilt es für die Oberstufenschüler der dritten Klasse ernst: Wer nicht an eine weiterführende Schule geht, muss eine Lehrstelle suchen. Ein Leichtes, könnte man meinen, angesichts der Zigtausend Lehrstellen, die jährlich nicht besetzt werden können. Tatsächlich steht den Schulabgängern bei vielen Lehrbetrieben aber eine tückische Hürde bevor: der Multicheck.

Dieser Test wird in vielen Lehrbetrieben zwingend für eine Bewerbung gefordert. So zum Beispiel für eine kaufmännischen Lehre in den Gemeindeverwaltungen Egerkingen SO oder Winterthur ZH. Aber auch die Credit Suisse, die Ikea, die Ruag und unzählige weitere Betriebe verlangen den Multicheck in den Bewerbungsunterlagen. Der Test entscheidet darüber, wie schnell ein Schulabgänger aussortiert wird oder nicht.

Aussagekraft des Checks umstritten

Der Multicheck ist aber keine Prüfung, die an Schulen durchgeführt wird – sondern eine «Eignungsanalyse» der privaten Firma Gateway in Bern. Und er ist hochumstritten. Obwohl er in zig Lehrbetrieben zum Standard gehört, wurde er wissenschaftlich kaum auf die Probe gestellt. Eine Lizenziatsarbeit aus dem Jahr 2006 sowie eine Masterarbeit aus dem Jahr 2014 haben sich mit ihm beschäftigt. Während in einer Arbeit die Aussagekraft des Multichecks teilweise stark angezweifelt wird, sieht die andere Arbeit vor allem Stärken im Test – obwohl er «nur bedingt auf einer wissenschaftlich fundierten Grundlage beruht». Der Verfasser dieser Arbeit wurde nach seiner Masterarbeit bei Multicheck angestellt.



Kommentar: Mehr Hohn als Check

Der Multicheck ist mehr Schreck als Check. Er verbaut manchen Jugendlichen den Schritt in die Berufswelt. Und Lehrbetrieben hilft er nicht verlässlich herauszufinden, ob ein Schulabgänger wirklich geeignet ist für die Lehre. Da kann die Firma Gateway den Test noch lange als «Eignungsanalyse» anpreisen.

Das Problem ist, was die Firma mit dem Testresultat macht: Sie stellt es in Konkurrenz zu den Resultaten anderer Multicheck-Absolventen. Daraus zimmert die Firma eine Punktzahl. Je besser die Mehrheit der Absolventen, desto weniger Punkte bekommen die schwächeren Multicheck-Absolventen – und umgekehrt.

Gerade das belegt aber: Dieser Test will gar nicht zeigen, wer sich eignet. Er macht vielmehr einen Wettbewerb daraus, wer besonders gut ist in der Disziplin «Multicheck-Lösen». Eine unnütze Information – für den Lehrbetrieb und den Schulabgänger. Zumal der Test dessen praktische Fähigkeiten ignoriert.

Geradezu ein Hohn ist es darum, dass Lehrbetriebe die Jugendlichen auch noch dazu zwingen, diesen unnützen Wettbewerb selber zu bezahlen.

Flavio Razzino, BLICK-Reporter

Dann gibt es noch eine Fallstudie aus dem Jahr 2010 von Michael Siegenthaler, der sich den Multicheck für das Berufsfeld «Detailhandel» zur Brust genommen hatte. Das vernichtende Urteil: «Weder ist er dazu in der Lage, einen Beitrag zur Vorhersage der Wahrscheinlichkeit unentschuldigter Berufsschulabsenzen zu leisten, noch hängen gute Ergebnisse im Detailhandels-Multicheck statistisch mit der Wahrscheinlichkeit einer Lehrvertragsauflösung zusammen. Schliesslich trägt der Test auch wenig dazu bei, die Noten vorherzusagen, welche die Lernenden im ersten und dritten Semester der Berufsschule erzielen.»

«Dann wird der Test plötzlich zur Glücksache»

Auch Martina Krieg, Leiterin Schulentwicklung im Amt für gemeindliche Schulen im Kanton Zug, hält wenig vom Check. «Ein grosses Problem der Eignungsanalysen ist, dass sie teilweise zwar auf den Lehrplan aufbauen, aber Schüler zu einem Zeitpunkt den Test machen, an dem sie noch nicht alle Kompetenzen behandelt haben. Schüler müssen darin Aufgaben können, die sie unter Umständen nicht geübt haben. Dann wird das Bestehen des Tests plötzlich zur Glücksache», sagt sie zu BLICK.

Problematisch sei das insbesondere dann, wenn Lehrbetriebe einen bestandenen Multicheck zur Voraussetzung machen, um sich überhaupt bewerben zu können. «Damit verliert das Schulzeugnis an Gewicht, obwohl dieses viel aussagekräftiger ist als der Multicheck», so Krieg. Während das Schulzeugnis ein Gutachten ist, das über sechs Monate erstellt wurde, ist das Resultat des Multichecks nichts mehr als eine Momentaufnahme.

Auch für Weiterbildungen wird der Multicheck gefordert

Und er kann Karrieren verbauen. Passiert ist das etwa Marko L.* (19) aus Winterthur. Ohne Multicheck könne man sich heute kaum noch auf eine Lehrstelle bewerben, sagt er zu BLICK. Weil er den Test aber auch im zweiten Anlauf nicht bestanden hat, habe er nun grösste Probleme, irgendwo unterzukommen. Und das, obwohl seine Schulzeugnisse nicht schlecht seien. «Ich bin kein sehr guter Schüler, aber längst nicht so schlecht, wie das Multicheck-Ergebnis behauptet.»

Auch Manuela F. (47)* muss ihre Berufspläne neu überdenken. Die ausgebildete Kauffrau aus dem Bezirk Bülach will sich nach Jahren der Stellensuche auf ihrem gelernten Beruf nun im Bereich Pflege ausbilden. «Ich finde im Büro schlicht keine Stelle mehr, ich habe schon Hunderte von Bewerbungen geschrieben. In der Pflege hingegen suchen sie immer Leute», sagt F. Doch auch das Bildungszentrum Careum verlangt für die Höhere Fachschule Pflege zwingend einen Multicheck. Kostenpunkt: 150 Franken. Zugelassen wird



nur, wer in diesem Eignungstest mindestens 45 Punkte macht.

So funktioniert der Multicheck

Der Multicheck ist ein ausschliesslich am Computer durchführbarer Test, den Schulabgänger in ausgewählten Testzentren des Unternehmens Gateway absolvieren müssen. Die Absolventen müssen einerseits Multiple-Choice-Fragen beantworten, aber auch Textverständnis-Fragen richtig lösen. Hinzu kommen Logik-Aufgaben. Absolventen müssen bei dargestellten Figuren Gemeinsamkeiten erkennen, dasselbe bei Wörtern. Im Merkttest müssen sich Schüler an Gesichter erinnern, die zu Beginn des Multichecks eingeblendet werden – und dann am Ende des Tests nochmals gezeigt werden. Hinzu kommen schulische Themen: Verben konjugieren, Mathematik-Aufgaben lösen, Fragen zu Fremdsprachen. Je nach Berufslehre dauert der Test, der für die jeweilige Branche individuell erstellt wird, zwischen 90 Minuten und vier Stunden.

F. schaffte 41 Punkte. Ihre Ausbildung ist darum schon gescheitert. Zwar könnte sie den Test wiederholen – doch einerseits koste das weitere 150 Franken, und andererseits hat F. Angst, dass es dann nicht besser wird. «Man bekommt von Multicheck keine detaillierte Prüfung zurück, auf der zu erkennen ist, woran ich arbeiten muss.»

Merkwürdige Auswertung

Tatsächlich wirft die Auswertung ihres Tests Fragen auf. So hat F. beim Testabschnitt «Kognitive Flexibilität» 97 Prozent aller Fragen richtig beantwortet. Angerechnet werden ihr jedoch nur 55 von maximal 100 Punkten. Dies, weil Gateway die Resultate «normiert», wie CEO Krebs erklärt. «Anhand ihrer 55 Prozentrangpunkte sieht man, dass 45 Prozent der Personen in der Normstichprobe ein höheres Resultat erzielt haben als die Kandidatin – also mehr als 97 Prozent der Aufgaben korrekt und schneller gelöst haben.» F.s Leistung wird darum stark relativiert.

Nachvollziehbar ist dieser Vorgang kaum. Online stellt die Firma für die Interpretationshilfe von Ergebnissen nämlich Musterzertifikate bereit. Auch dort wurden die fiktiven Ergebnisse von Max Muster «normiert». Doch es zeigt sich: Max Muster bekommt für 99 Prozent richtig beantworteter Fragen im Bereich «Kognitive Flexibilität» ganze 78 Punkte gutgeschrieben. Das macht eine Differenz von 23 Punkten im Vergleich zu Manuelas Ergebnis.

Wie ist das möglich? Eine Antwort darauf bekommt man nicht. Den Algorithmus, der das Gesamtergebnis berechnet, bezeichnet die Multicheck-Firma als Geschäftsgeheimnis.

So wehrt sich Multicheck

Taugt der Multicheck überhaupt etwas? Oder verdient die Firma am Ende einfach nur an Schulabgängern, die gezwungen sind, den Eignungstest zu machen? Gateway-CEO Adrian Krebs wehrt sich: «Der Multicheck ist wohl das meistbeobachtete Testverfahren der Schweiz. Seit über 20 Jahren wachen die Ausbildungsbetriebe, die Eltern, Lehrpersonen, die Politik sowie auch die Medien über unsere Arbeit», sagt er zu BLICK. Die Firma habe zudem eigene Analysen durchgeführt, was die Aussagekraft des Tests betreffe – und die Analysen würden gute bis sehr gute Werte zeigen. Die drei einzigen wissenschaftlichen Arbeiten, die sonst über den Multicheck verfügbar sind und ihm ein schlechteres Zeugnis ausstellen, erklärt Krebs als veraltet. «Wir entwickeln den Multicheck immer weiter», sagt er. Dass Aufgaben des Multichecks nicht immer lehrplanbasiert seien, sieht er als Vorteil – und nicht als Nachteil: «Schulwissen ist für die Eignung für eine spezifische Berufslehre zentral, aber es ist nicht das einzige Eignungsmerkmal.»

Gutes Geschäft mit den Lehrlingen

Fakt ist: Die Firma macht doppelt Kasse, wenn Absolventen den Check beim ersten Mal nicht bestehen. Mit den jährlich 25'000 bis 30'000 durchgeführten Multichecks verdient sie jeweils drei Millionen Franken. 4500 bis 5400 Testresultaten verteilt sie dabei die Note ungenügend. Für die durchgerasselten Jugendlichen bedeutet dies: Endstation bei der Lehrstellensuche.



Historikerin Karin Manz: Deshalb brauchen Kinder Wirklichkeit

Blick 9.8.2020, Benno Tuchs Schmid

Trotz Digitalisierung und Corona glaubt Bildungshistorikerin Karin Manz, dass Schulen immer soziale Unternehmen bleiben werden. Im Interview räumt sie mit dem Mythos der Einzigartigkeit unserer Volksschule auf – und erklärt, wie revolutionär der Füllli ist.

Täuscht es oder begannen viele Schulen erst durch die Corona-Krise sich für Digitalisierung zu interessieren?

Karin Manz: Es gibt viele Schulen, die in den letzten Jahren grosse Anstrengungen hinsichtlich der Digitalisierung unternommen haben und auf die Corona-Krise diesbezüglich gut vorbereitet waren. Die Schule übernimmt technische Entwicklungen aber oft später. Und es braucht oft eine gewisse Zeit. Sichtbar ist das beispielsweise bei damals neuen Medien wie Radio, den Dias oder Schulfilmen – neue Medien kamen immer verzögert in die Schule.

Nicht gerade dynamisch.

Wenn man es positiv formulieren will, kann man sagen: Die Schule ist sehr stabil. Niemand wirft einfach mal so ein ganzes Schulprogramm über den Haufen. Und das ist auch wichtig. Eher problematisch ist, dass man zwar seit 20 Jahren über die Digitalisierung der Schule spricht – aber in der Umsetzung noch grosse Unterschiede bestehen.

Wird die Schule nun digitalisiert bleiben oder bildet sich das alles wieder zurück?

Die Digitalisierung hat bereits vor Corona verschiedene Lehr- und Lernformen mit sich gebracht – und ab einem gewissen Alter wird das Lernen auf Distanz auch künftig eine Rolle spielen. Die Schule wird aber ein soziales Unternehmen bleiben, insbesondere auf Primar- und Kindergartenstufe. Das ist auch richtig so. Kinder brauchen die reale Welt, den direkten Kontakt mit anderen Kindern und den Lehrpersonen und nicht nur Bildschirme.

Ist die Schule in Krisenzeiten innovativer als sonst?

Das würde ich so generell nicht sagen. Im Ersten Weltkrieg gab es in der Politik Bestrebungen, über die Schule in der ganzen Schweiz den nationalen Zusammenhalt zu fördern. Die Schweiz stand damals vor einer ZerreiSSprobe zwischen der deutschfreundlichen Deutschschweiz und der Frankreich zugewandten Romandie.

Und?

Die Initiative dieses forcierten Kulturtransfers mit einer obligatorischen Landessprache als erste Fremdsprache und mehr Schweizer Geschichtsunterricht scheiterte gnadenlos am Bildungsföderalismus. Die Kantone wollten sich nicht dreinreden lassen.

[Mehr...](#)



«Das zeugt von Weltfremdheit»

NZZ am Sonntag 16.8.2020, Leserbriefe

«Religion auf Kosten der Geografie» NZZ am Sonntag vom 9. August

Geografen haben vor fünfzig Jahren als Erste auf den Klimawandel aufmerksam gemacht. Geografinnen entwerfen heute Konzepte für eine Welt, in der kommende Generationen trotz menschlichen Eingriffen in den Ressourcenhaushalt dieselbe Lebensqualität haben wie wir. Ein ökologischeres und gesamtheitlicheres Fach an Schulen gibt es nicht. Hier den Sparhebel anzusetzen, zeugt von Weltfremdheit. Setzen wir dieser Groteske ein Ende und kehren wir den Spieß um. 20 Prozent mehr Lektionen für die Geografie an Gymnasien und eine strikte Ausrichtung auf Zusammenhänge: physikalische Grundlagen, Ressourcenverteilung und haushälterischer Umgang damit, gute politische Rahmenbedingungen, wirtschaftliche Wohlfahrt und Umweltschutz für kommende Generationen.
Andreas Pecnik, Basel

In einem wohlhabenden Land, das sich rühmt, ein hervorragendes Bildungswesen zu besitzen, sollte es möglich sein, auf unfruchtbare Lehrplanstreitigkeiten zu verzichten. Angesichts der wachsenden Ansprüche des heutigen Lebens an Wissen und Bildung kann die Lösung nur heissen: Verlängerung der obligatorischen Schulzeit um ein Jahr.
Heinz Bertschinger, Gutenswil (ZH)

Die Medien haben darüber berichtet: Es gibt Schulen und Staaten in den USA, in denen die Schöpfungsgeschichte gleichwertig mit der wissenschaftlichen Lehre der Entwicklung der Erde und der Evolution des Lebens gelehrt werden müssen, wenn nicht sogar allein. Die Mitteilung, dass das Fach Geografie zugunsten des Faches «Religionen, Kulturen, Ethik» abgewertet werden soll, geht genau in diese Richtung. Das Maturitätsziel war immer, den künftigen Studierenden breit angelegte Fähigkeiten zu vermitteln. Vor Jahren formulierten die Gymnasialrektoren die These: In der gymnasialen Ausbildung sind jene Fächer besonders wichtig, die später nicht studiert werden, denn in diesen Fächern kommt es später nicht oder kaum zu einer weiteren Ausbildung. Manche verkürzen das Problem auf die Frage: Braucht ein Jurist Chemie? Die verschiedenen Maturitätsfächer und Berufe sind bei dieser Aussage austauschbar. Wichtig ist die breite Einführung. Aber ausgerechnet beim Fach Geografie, das die heutigen Probleme der Bevölkerung, der Umwelt(-Verschmutzung), der Ressourcen behandelt, will man Abstriche machen?
Helen Wider, Wettingen (AG)

Mit einer polarisierenden Titelzeile werden alle Versuche bereitwilliger Lehrpersonen mit einem Schlag zum Scheitern verurteilt, die kompromissorientiert nach kreativen Lösungen suchen, um «Gymnasium 2022» zu einem echten Reformprojekt werden zu lassen. Stattdessen werden die Fächergrenzen hochgezogen – der Verteilungskampf sei eröffnet! Als erstes Opfer wird «Religionen, Kulturen, Ethik» (RKE) vorgeschlagen. An den Volksschulen seit Einführung des LP 21 als eigenständiges Fach anerkannt, etabliert und geschätzt, scheint es an manchen Gymnasien lediglich als eine überflüssige Zusammenfassung bereits behandelter Themen angesehen zu werden. Dies ist weder inhaltlich noch methodisch begründbar. RKE setzt sich anders mit pluralen Weltverständnissen und bedeutsamen Zukunftsfragen auseinander als beispielsweise Geografie oder Geschichte. Ein Entscheid gegen RKE erklärt diese Kompetenzen für irrelevant. An den Volksschulen wurde bereits erkannt, dass sich der Standort Schweiz einen solchen Verzicht nicht leisten kann. So ist die Debatte letztlich nur bildungs(macht)politisch zu erklären. Die traditionellen Fächer lassen ihre Muskeln spielen und tragen ihren Verteilungsstreit auf dem Rücken innovativer Fächer wie RKE aus. Selbstverständlich ist die Relevanz erstgenannter Fächer unumstritten, aber anstatt gegen letztere zu polemisieren, könnten sich die Energien in der Suche nach interdisziplinären Kooperationsformen bündeln. «Wir wollen



einen Verteilkampf vermeiden», sagt Lucius Hartmann. Leider hat der Artikel völlig unnötig genau jenen befeuert. Ich hoffe, dass es uns Lehrpersonen und allen Beteiligten am Projekt «Gymnasium 2022» wieder gelingt, in konstruktives und kreatives Fahrwasser zu gelangen. Die zukunftsfähige Bildung unserer Schülerinnen und Schüler sollte uns Auftrag genug sein.

Arnd Brandl, Lehrperson RKE, Kantonsschule Zürich Nord

Es braucht die Schulpflege

25.8.2020 Leserbrief T. Frey, Bünzen

Die Schulpflege ist ein demokratisches, gewachsenes Kontrollorgan der schweizerischen Volksschule, die vom Ausland stets bewundert wird. Die „Schul-Pflege“ besteht aus Eltern, Leuten vom Gewerbe etc. — ein Bindeglied zwischen Schule und Bürgern. Der Souverän will mitbestimmen in Schulfragen und sich direkt an die gewählte Schulpflege vor Ort wenden können.

Eine straffere Führung dank Schulleiter? Bereits wurden Aufgaben an die Schulleitungen delegiert und Pensen erhöht.

Vom jährlichen Mehraufwand sollen die Aargauer Gemeinden Fr. 1,67 Mio. übernehmen. Wollen wir nur noch Manager an den Volksschulen?

Mit der Abschaffung der Schulpflege werden die Arbeiten dem Schulleiter und dem zuständigen Gemeinderat zugeschrieben. Ohne Mehraufwand? Damit wird die Schulqualität kaum verbessert. Wieso nicht die Schulpflege stärken, ihnen mehr Kompetenzen, finanzielle Mittel mit Globalbudget zusprechen? Jede Schule ist individuell und weiss selber, was vor Ort nötig ist.

Mit der Verfassungsänderung würde das bisher vom Volk gewählte Gremium „die Schulpflege“ abgeschafft. Helfen Sie mit, diese unsinnige Vorlage zur Neuorganisation der Volksschule abzulehnen.

*T.Frey, Bünzen, ehem.
Schulpflegerin/Gemeinderätin*





In Zürich sollen «die Richtigen» ins Gymi

Tages-Anzeiger 25.8.2020, Zürich, Pascal Unternährer

Begabte Kinder • Der Kantonsrat fordert Chancengerechtigkeit für Jugendliche.

Es ist eine statistische Tatsache: Kinder von Akademikern schaffen es eher in die Mittelschule als Kinder aus bildungsfernen Familien. Gut betuchte Familien können eher aufwendige Gymi-Vorbereitungskurse finanzieren. Der Nachwuchs von Hochschulabsolventinnen habe gar eine fünfmal höhere Chance auf eine Unikarriere, sagte Wilma Willi (Grüne) am Montag im Kantonsparlament.

Hier will ein Postulat von SP, GLP und Grünen ansetzen. Diese Parteien fordern eine «echte Chance» für begabte Jugendliche aus schwierigen Verhältnissen. Sie sollen dabei unterstützt werden, von der Sekundarschule ins Kurzzeitgymnasium, in eine Fachmittelschule oder in die Berufslehre mit Berufsmaturität zu wechseln.

Postulant Markus Späth (SP) hat auch schon eine Vorstellung, wie das geschehen könnte. Der Ansatz heisst «ChagALL», was für «Chancengerechtigkeit durch Arbeit an der Lernlaufbahn» steht. Das ist ein Förderprogramm des privaten Gymnasiums Unterstrass. Das Konzept existiert seit zwölf Jahren und richtet sich vor allem an Kinder mit Migrationshintergrund. In der 2. Sek gehen ausgewählte Jugendliche während sechs Monaten einen halben Tag in der Woche in den Zusatzunterricht, in der 3. Sek gar zwei halbe Tage. Zudem werden sie nach bestandener Gymi-Prüfung in der Probezeit unterstützt.

Der Erfolg sei zählbar, sagte Späth. 70 Prozent der speziell geförderten Migrantenkinder bestehen die Aufnahmeprüfung, während der kantonale Durchschnitt bei 50 Prozent liegt. «Die Zürcher Mittelschulen sind die selektivsten nicht nur der Schweiz, sondern der ganzen Welt», sagte Späth.

Die Hochschulen sollen jenen offenstehen, sagte Hanspeter Hugentobler (EVP), die Talent haben, motiviert und ausdauernd sind. Genau diese Eigenschaften würden mit «ChagALL» getestet. «Begabungen sollen zum Blühen gebracht werden», sagte Christa Stünzi (GLP). Weniger poetisch drückte sich Nora Bussmann (Grüne) aus: «Wir haben die falschen Kinder im Gymi.» Sprich: jene, die von ihren Eltern gepusht werden, aber eventuell gar nicht geeignet sind oder nicht wollen.

86 zu 77 Ja-Stimmen

Gegen das Vorhaben wehrten sich die Bürgerlichen. Marc Bourgeois (FDP) befürchtet, dass die Bessergestellten ihre Kinder aus dem Staatsschulsystem herausnehmen, wenn diese nicht mehr ins Gymi kommen. «Mit der Gleichmacherei stärken Sie nur die Privatschulen und fördern die Amerikanisierung unseres Bildungssystems», meinte er.

Paul von Euw (SVP) sprach von einer verkappten Erhöhung der Maturandenquote. «Aber wenn mehr Jugendliche ins Gymi gehen, wird die Berufslehre geschwächt», sagte er. Parteikollege Rochus Burtscher meinte, der Vorstoss verkaufe die Illusion, das alle in die Mittelschule gehen könnten.

Bildungsdirektorin Silvia Steiner (CVP) zeigte sich bereit, den Vorstoss umzusetzen. «Begabte fördern, Ressourcen ausschöpfen - da steht die Regierung dahinter», sagte sie. So sah es auch die Mehrheit des Parlaments. Das Postulat wurde mit 86 zu 77 Stimmen überwiesen.



Bitte Mass halten – Schule und Corona

NZZ 24.8.2020, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Klaus Zierer

Alles, was derzeit diskutiert wird, steht unter einem Gebot: die Eindämmung der Corona-Pandemie. Die Grundlage hierfür ist der Vorrang der Gesundheit. So berechtigt dieses Ziel ist, es ist verkehrt, in der Folge dieses Gebotes eine virologische Sichtweise über alles andere zu stellen. Denn zur Gesundheit des Menschen gehört nicht nur sein körperliches Wohlbefinden, sondern auch dasjenige seiner Psyche und des Sozialen. Demzufolge steht eine virologische Sichtweise nicht selten im Widerspruch zu anderen Perspektiven.

Dies gilt nicht zuletzt für die Pädagogik. Hygienemassnahmen, wie sie derzeit an Schulen ergriffen werden, laufen dieser Einsicht zuwider. Zwar mögen sie allesamt aus virologischer Sicht sinnvoll sein, aus pädagogischer Sicht sind sie es vielfach nicht. In den absurdesten Fällen sind sie sogar inhuman. Drei Gedanken hierzu.

Erstens sind Kinder und Jugendliche in Schulen angehalten, einem Einbahnstrassensystem zu folgen, Masken (ausserhalb des Unterrichts) zu tragen und auf Sicherheitsabstände zu achten. Die Abc-Schützen lernen mancherorts sogar, dass es besser sei, allein mit Maske auf den Pausenhof zu gehen, als mit ihren Klassenkameraden zu spielen. Da dies so offensichtlich den Menschen als Menschen verkennt, erscheint es fast überflüssig, das Bonmot von Schiller wiederzugeben: «Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.»

Zweitens ist es aus pädagogischer Sicht fatal, weiterhin mit dem Gedanken zu spielen, dass Homeschooling eine ebenbürtige Alternative zum Präsenzunterricht sei. Mittlerweile liegen nicht nur umfangreiche Befragungen aus Deutschland vor, die das widerlegen und auf die Dramatik gerade in sozialen Brennpunkten hinweisen, sondern auch eine Vielzahl an empirischen Forschungsergebnissen zum Distanzlernen. Dieses kann zwar unter bestimmten Umständen und für bestimmte Fachbereiche eine Lernwirkung erzielen, aber sicherlich nicht angesichts eines schulischen Erziehungsauftrages, in dessen Zentrum der Mensch und damit Bildung steht.

Bildung ist nicht Lernen. Wer immer wieder sozial isoliert wird und auf längere Sicht nur noch allein lernt, kann sich nicht bilden. Selbst ein immer wieder proklamierter Digitalisierungsschub wird hier nicht helfen: Der Mensch braucht den Menschen im Hier und Jetzt – und eben nicht virtuell synchron oder asynchron.

Drittens bleiben Maskenpflicht und Abstandsregelung im Unterricht aus pädagogischer Sicht problematisch, weil sie nicht zum Wesen des Menschen passen. So brauchen Kinder und Jugendliche in der Interaktion eine Mimik, um Aussagen und Interaktionen verstehen zu können. Ebenso hinderlich ist der Abstand von 1 Meter 50. In kulturanthropologischen Studien wurde beispielsweise nachgewiesen, dass es so etwas wie einen kulturellen Abstand zwischen Menschen gibt, der signalisiert: Mindestens so nah und höchstens so weit entfernt, um miteinander arbeiten, spielen und lernen zu können. Für keine Kultur auf dieser Welt liegt dieser bei 1 Meter 50, wenn es um Freundschaft geht. Virologisch betrachtet mag der Abstand daher sinnvoll sein, aus pädagogischer Sicht ist er es nicht.

Wie also zurück in die Normalität? Virologisch denken, aber vor allem pädagogisch handeln. Das muss die Devise sein. Konkret bedeutet das, jede Hygienemassnahme in der Schule auf einen pädagogischen Prüfstand zu stellen. Ist sie spekulativ, darf sie nur dann angewendet werden, wenn sie pädagogisches Handeln nicht unmöglich macht. Ist sie gesichert, muss sie pädagogisch implementiert werden. Und dann sind dabei nicht Dressur- und Manipulationsmethoden anzuwenden, sondern es ist auf das Wesensmerkmal des Menschen schlechthin zu setzen: die Vernunft.



Es ist also mit den Kindern und Jugendlichen vernünftig und vertrauensvoll zu sprechen. Insofern besteht kein Zweifel: Hygienemassnahmen sind wichtig und hilfreich. Ihre Implementation muss aber an Schulen nach pädagogischen Überlegungen erfolgen, sonst laufen sie Gefahr, inhuman zu werden.

Klaus Zierer ist Ordinarius für Schulpädagogik an der Universität Augsburg.

«Ist das Kind schlecht, hat das mit dem Lehrer zu tun»

NZZ am Sonntag 16.8.2020, Magazin, Interview: Sacha Batthyany und Martin Helg

Pandemie, Bildungsschere und Machtkämpfe zwischen Eltern und Lehrern: Die Schule ist problembeladener denn je. Dieter Rüttimann, unser Lieblingspädagoge, sagt, wie es besser geht. Mit mehr Humor zum Beispiel.

Herr Rüttimann, die Sommerferien sind vorbei. Die Schülerinnen und Schüler müssen sich wieder dran gewöhnen, früh aufzustehen. Wäre es nicht angenehmer für uns alle, die Schule begänne später?

Dieter Rüttimann: Es gibt Kinder, die sind bereits frühmorgens leistungsfähig, doch mit der Pubertät verschiebt sich das Schlafbedürfnis nach hinten, darüber sind sich Neurologen im Klaren. Vor neun Uhr hat der Unterricht wenig Sinn, ausserdem würden wir ein paar Verkehrsprobleme lösen, wenn die Schule später begänne.

Und warum tut sie es nicht?

Wenn es um Schulreformen geht, lautet die Frage selten, was gut für die Kinder ist. Sondern was die Lehrerinnen und Lehrer wollen – und die wollen um 15 Uhr 30 nach Hause, also muss der Unterricht früh beginnen.

Frühes Aufstehen gilt als Zeichen von Disziplin.

Das ist ein preussischer Gedanke. Auch die 45- Minuten-Lektion geht auf einen preussischen Offizier zurück, der mit Schule nichts am Hut hatte. Dabei haben wir ganz individuelle Rhythmen. Ich bevorzuge es, 90 Minuten am Stück zu unterrichten, mit ein paar Yogaübungen dazwischen und dann einer langen Pause. Das Yoga ist für die Zappelkinder, die ADHSler, die mir immer sagen: «Wenn ich mich nach 30 Minuten nicht bewegen kann, habe ich ein Problem.»

Sie sind schon Ihr ganzes Leben lang Lehrer. Wie kommen die Schüler nach den Sommerferien jeweils zurück in die Schule: freudig, weil es wieder losgeht, oder betrübt, weil die beste Zeit im Jahr vorbei ist?

Es sind spezielle Tage, diese ersten Schultage. Die neuen Schüler müssen sich zurechtfinden, die anderen freuen sich auf das Wiedersehen mit ihren Freunden. Und in diesem Corona-Jahr ist sowieso alles ganz besonders. Es war berührend, mit anzusehen, wie sehr sich die Schülerinnen und Schüler nach dem Lockdown gefreut haben, zurück ins Klassenzimmer zu kommen. Etwas, das so selbstverständlich war wie der Gang zur Schule, fiel plötzlich weg. Da wurde vielen Kindern der Wert der Schule erst deutlich.

Wie ist das bei Ihnen – vermissen Sie die Schüler in den Sommerferien, oder sind Sie froh, einmal ohne Klassenzimmer-Schweissgeruch zu leben?

Ich vermisse die Kinder enorm und freue mich auch nach über vierzig Berufsjahren jeden Morgen, wenn sie zur Tür hineinkommen. Ich will, dass die Schüler schon bei der Begrüssung merken, dieser Dieter, der sieht mich. Wir reden über ihre Hobbys, Fussball oder ihre Sorgen und treten in Beziehung. Das ist der Schlüssel zu allem, denn Lernen ist ein zutiefst sozialer Prozess.

**Was heisst das?**

Empirische Studien zeigen, dass das selbstorganisierte Lernen wenig wirksam ist. Viele dieser langweiligen Übungen und unendlichen Reihen von Matheaufgaben führen zu einer Erledigungsmentalität, münden aber nicht in einen tieferen Verstehensprozess. Natürlich müssen die Kinder lernen, auch einmal allein an einem Problem zu arbeiten, viel entscheidender aber ist, miteinander nach Lösungen zu suchen. Die Lernkurve steigt, wenn Schüler und Lehrer interagieren und in Beziehung treten. Das kann man natürlich auch über Bildschirme, aber es ist nicht dasselbe.

Käme es zu einer weiteren Schulschliessung aufgrund einer zweiten Corona-Welle: Was würden Sie anders machen?

Abgesehen von ein paar Startschwierigkeiten hat alles sehr gut funktioniert. Wir mussten uns erst an die neue Situation gewöhnen und mit den Schülern ein paar Vereinbarungen treffen: Zähne putzen und Zimmer aufräumen, bevor der Unterricht beginnt. Einer hatte mal die Füsse auf dem Tisch, beim anderen trat die Mutter ins Zimmer. Danach aber lief es erstaunlich gut, vor allem bei den Älteren. Bei den Erst- und Zweitklässlern war es schwieriger, die Motivation und Disziplin aufrechtzuerhalten vor dem Bildschirm. Da müssen wir uns noch verbessern. Neulich hat mir ein Vater eine lustige Geschichte über seinen Sohn erzählt, der im Gymi ist und einen 45-minütigen Film von sich aufnahm, wie er dasitzt und immer ein wenig nickt. Der Sohn hat das Filmchen während des virtuellen Unterrichts laufen lassen und ging dann ins Bett. Da musste ich laut lachen. Ich gebe meinen Schülern auch den Rat, zwischendurch immer wieder ernsthaft zu nicken, das mögen die Lehrer, und es steigert ihre Mündlichnote.

Was genau geht verloren, wenn man sich nur über den Bildschirm sieht?

Das Unmittelbare, der Blickkontakt. Und die Nähe und die Berührungen der Kinder untereinander. Nach dem Lockdown lagen sich fünf Buben, alle 11 oder 12 Jahre alt, auf einem Sofa richtig in den Armen, ganz ineinander verhakt, die brauchen das. Man weiss heute aus der Forschung, was für eine Wirkung Berührungen haben und wie sehr Kinder darauf angewiesen sind. Der virtuelle Unterricht kann den realen nicht ersetzen, aber wir denken über Mischformen nach: Gewisse Fächer könnte man halbtags virtuell unterrichten. Und Schüler, die wegen einer Krankheit nicht zum Unterricht erscheinen, werden ab nun virtuell im Klassenzimmer anwesend sein. Wir sind für eine zweite Welle gerüstet.

In manchen Schulen der USA herrscht eine «no-touch rule»: Kinder dürfen weder einander noch Lehrpersonen berühren.

Schrecklich. Mir ist bewusst, dass Berührungen immer mehr zum Tabu werden. Ich hatte neulich eine Lehrerin in der Weiterbildung, die sagte, sie umarme ihre Schüler und Schülerinnen regelmässig, wenn sie das Gefühl habe, die würden das brauchen. Mein Vater war Italiener, auch ich bin ein eher körperlicher Mensch. An unserer inklusiven Tagesschule haben wir Schüler mit Lernbehinderung, mit Asperger und Autismus. Da kann es auch mal vorkommen, dass einer ausrastet und sagt, er schlage alles kurz und klein. Eine Viertelstunde musste ich neulich einen Knaben festhalten und ihm gut zureden, bis sich sein Atemrhythmus reguliert hatte.

Zur Vorbereitung auf dieses Gespräch haben wir mit Lehrern und Schülern über die Corona-Zeit gesprochen. Und wenn es eine gemeinsame Erkenntnis gibt, dann die: Schüler, die schon vor Corona eher selbständig gearbeitet hatten, haben von der Autonomie profitiert. Die anderen, die mehr Anweisungen brauchen, kamen während der Home-Schooling-Zeit unter die Räder.

Das kann ich bestätigen. Manche Schülerinnen und Schüler der Oberstufe haben es extrem geschätzt, nicht um acht Uhr morgens in der Schule sein zu müssen, sondern ihr Tempo selbst zu wählen. Aber der Begriff Home-Schooling ist falsch gewählt, denn darunter versteht man, dass eine Mutter oder ein Vater die gesamte Bildungs- und Erziehungsverantwortung übernimmt. Die Schulschliessung aber war ein seltsamer



Mischmasch: Wir gaben den Rahmen vor, und die Eltern mussten dafür sorgen, dass die Kinder die Aufgaben erledigen. Das war keine gute Form.

Weshalb?

Weil sie die sozial Privilegierten bevorzugt und die sozioökonomisch schlechter gestellten Kinder benachteiligt. Am reichen Zürichberg können Eltern sehr wohl dafür sorgen, dass ihr Nachwuchs nichts verpasst. Aber wie ist es in Familien, in denen die Eltern arbeiten oder schlecht Deutsch sprechen? Es gibt allerdings eine interessante Ausnahme: Kinder mit ADHS, also mit einer Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörung, haben während des virtuellen Unterrichts sehr gut gearbeitet. Sie sassen mit Kopfhörern vor dem Bildschirm und hatten weniger Ablenkung als im Klassenzimmer, in dem noch 24 andere Schüler herumwuseln.

Dann braucht es statt Ritalin einfach einen Bildschirm?

Jein. Ich bin sehr gespalten, was Ritalin betrifft. Ich hatte Studierende, die mir mitteilten, es habe ihr Leben verändert. Aber bei jüngeren Kindern wäre ich vorsichtig und würde eher auf Neurofeedback setzen, ein computergestütztes mentales Training, das die Konzentration fördert, einen Bruchteil von Ritalin kostet und ohne Nebenwirkungen auskommt.

Stimmt es, dass sich heutige Kinder aufgrund der Telefone und Computerspiele weniger gut konzentrieren können?

Nein. Wer auf dem Handy in der Pause ein Game spielt, dessen Konzentration kann sich im Unterricht sogar erhöhen. Ich überlege mir, ob wir für die Pause einen kleinen Spielalon einrichten sollten mit Fussball- und Flipperkästen, aber auch elektronischen Reaktionsspielen. Wir müssen den Schülern einen sinnvollen Umgang mit den Spielen beibringen, statt alles Neue zu verteufeln, wie das Kulturkritiker gerne tun.

Sind die Klassen zu gross?

Zu dieser Frage gibt es Dutzende von Untersuchungen, die zeigen, dass Lehrer nicht anders unterrichten, wenn sie kleinere Klassen haben. Sie nutzen die Möglichkeiten kaum. Aber natürlich ist es angenehmer, nur 15 Aufsätze zu korrigieren statt 25. Kleine Klassen halte ich persönlich für sozial langweilig. Machen Sie mal mit 12 Kindern einen Chor oder einen Mattenlauf – das wird ein jämmerliches Unterfangen. Je mehr Kinder, desto mehr Kontaktmöglichkeiten. Wichtig ist meiner Meinung nach auch, dass Schulen alle einschliessen. Es braucht ein paar spezielle Kinder, die neue Gedanken mit in den Pool einbringen.

Sie sprachen von den reichen Eltern am Zürichberg. Aber Sie gründeten und leiten eine Privatschule, die sehr begehrt ist und die sich nicht alle leisten können. Wie sehr hadern Sie damit, eine Schule der Gutbetuchten zu führen?

Es ist ein schmerzhafter Kompromiss, den ich eingehen musste, aber in Zürich hat man keine andere Wahl, weil hier Privatschulen nicht subventioniert werden. Deshalb liegt mir das Projekt «Chagall» so am Herzen. Das Gymnasium Unterstrass unterstützt Jugendliche mit Migrationshintergrund, um sie später ins öffentliche Gymnasium zu schicken. In Zürich herrscht ja noch immer eine schreiende Ungerechtigkeit: Wer aus weniger privilegierten Verhältnissen stammt, hat eine siebenmal niedrigere Chance auf eine höhere Ausbildung, weil die Leistungspotenziale dieser Kinder oft nicht erkannt werden.

Könnte man das auch als strukturellen Rassismus bezeichnen? Diese Schülerinnen und Schüler sind intelligent, aber offenbar traut man ihnen nichts zu?

Ja, gerade die mangelnde Leistungserwartung wirkt sich negativ aus. Kinder wie Erwachsene sind abhängig davon, was man ihnen zutraut. In der Psychologie spricht man vom Pygmalioneffekt: Ich werde so, wie du es erwartest.

Sie haben Tausende Stunden in Klassenzimmern verbracht. Was würden Sie sagen: Worin besteht die Hauptaufgabe einer Lehrerin oder eines Lehrers?



Ein Professor von mir an der Uni hat gesagt: Die Schule bearbeitet die menschliche Seele. Wir wollen, dass aus den Kindern selbstbewusste Menschen mit einer hohen Sozial- und Sachkompetenz werden, die als mündige Staatsbürger ihre Rechte und Pflichten wahrnehmen.

Klingt sehr abgehoben.

Aber darunter mache ich es nicht. In Ungarn sitzt ein Ministerpräsident an der Macht, der eine illiberale Demokratie anpreist! Die Schule ist der Ort, in der die Verteidigung der westlichen Demokratie gegen autoritäre Systeme beginnt. Und wir Lehrer stehen vor der permanenten Aufgabe, herauszufinden, was heutige Kinder brauchen, um in einer Welt von morgen, die wir noch nicht einmal kennen, zu bestehen. Das bedeutet: Wir müssen uns dauernd anpassen, müssen innovativ bleiben. Es reicht nicht, sich einer Lehre wie der von Rudolf Steiner oder Montessori zu verschreiben, ohne sie dauernd zu erneuern, weil man sonst als Schule versteinert.

Es gibt Lehrpersonen, die spulen seit 30 Jahren dasselbe Programm ab. Von Innovation ist wenig zu spüren. Gibt es etwas Traurigeres als abgelöschte Lehrer?

Nein, weil sie so einen wahnsinnigen Multiplikationseffekt haben. Leider ist der Anteil der Burnout-Gefährdeten bei den Lehrerinnen und Lehrern sehr gross, und wenn sie ausgebrannt sind, sinken die Leistungen in der Klasse um 15 bis 20 Prozent. Studien zeigen, dass man gefährdete Lehrer aufgrund gewisser Verhaltensmuster schon im Studium identifizieren könnte. Die dürfte man eigentlich gar nicht ausbilden.

Woran erkennen Sie einen schlechten Lehrer oder eine schlechte Lehrerin?

An der Ausstrahlung und der fehlenden Freude, die er oder sie vermittelt. An der Art der nonverbalen Interaktion: Ein guter Lehrer merkt genau, wenn in den hinteren Bänken Unruhe herrscht. Noch während er redet, läuft er nach hinten und legt dem Schüler seelenruhig die Hand auf die Schulter, damit er wieder ruhig wird. Und man merkt am Humor, wie gut jemand ist, denn in der Schule soll gelacht werden. Neulich haben wir als Prüfungsvorbereitung «scheissen» konjugiert: Ich schiss, du schissest, wir haben uns totgelacht. Lehrer, die behaupten, für so etwas fehle die Zeit, verkennen, wie ungemein wichtig solche Momente sind.

Woran liegt es, wenn ein Kind schlecht ist in der Schule: am Kind selbst, an den Eltern oder den Lehrern?

Da spielen verschiedene Gründe eine Rolle. Selbstverständlich bringen die Kinder unterschiedliche Voraussetzungen mit, haben Begabungen oder stammen aus privilegierten Bildungsmilieus. Mittlerweile aber ist wissenschaftlich erwiesen, dass die Lehrperson der Haupteinflussfaktor für jegliche schulische Leistung ist. Ist das Kind schlecht, dann hat das viel mit dem Lehrer zu tun.

Ach ja? Die schieben aber die Verantwortung meist auf die Kinder und Eltern.

Das stimmt. Es gibt eine Studie von Avenir Suisse, in der die 60 besten Klassen im Aargau und die 60 schlechtesten Klassen untersucht wurden. Ergebnis: Die Lehrer der Topklassen sagten, sie hätten gut unterrichtet, während die Lehrer der schlechten sagten, mit diesen Schülern könne man nicht arbeiten. Den Erfolg schreibt man sich gern selbst zu, den Misserfolg wälzt man auf die Kinder ab. Dabei müsste man sich als Lehrer öfter mit der Frage auseinandersetzen, was die Leistung des Kindes mit einem selbst zu tun hat.

Eine ungemütliche Frage.

Richtig. Weil man dann als Lehrer oder Lehrerin an der eigenen Biografie kratzt und sich fragt: Was ist mein Anteil an der schlechten Note? Was ist mein Anteil am Konflikt mit einem bestimmten Schüler? Denn es sind ja nicht einfach dumme Kinder, die nichts lernen wollen – oder laute Kinder, die den Unterricht stören. Hat ein Lehrer einen Konflikt mit einem Kind, dann hat das mit grösster Wahrscheinlichkeit auch mit dem Lehrer zu tun. Er projiziert und unterdrückt die eigenen Anteile. Manchmal ist auch Neid dabei, dass man



Kindern etwas nicht gönnt und man sie deshalb innerlich ablehnt. Das sind Erkenntnisse, die erst seit ein paar Jahren Eingang in die pädagogische Ausbildung finden. Früher hat man sich als Lehrer oder Lehrerin kaum derart hinterfragt.

Was ist das Schönste an Ihrem Beruf?

Zu erleben, wie aus diesen kleinen Kindern aufgeweckte Menschen werden. Zu erleben, wie ein Kind etwas versteht, ist einzigartig. Ich will einfach, dass alle gut sind und stolz auf ihre Leistungen. Ich hatte ein Kind mit Down-Syndrom, das erst im Französischunterricht den Zahlenraum zwischen 20 und 100 verstand, weil wir auf Deutsch eine derart blöde Zählweise haben und «einundzwanzig» sagen statt wie die Franzosen «vingt et un». Erst als er die Zahl auf Französisch hörte, hat es Klick gemacht. Von da an wusste er, wie er rechnen muss. Das war Magie.

Jeder Lehrer und jede Lehrerin hat Lieblingsschüler. Mag man die guten Schüler lieber?

Ich glaube fest daran, dass wir Lehrerinnen und Lehrer Menschen sind, die Kinder mögen. «Lernen ist Liebe», schrieb der italienische Schriftsteller Marco Balzano. Wir Lehrer sollten eine tiefe Liebe zu allem Lebendigen haben, ob das Kind nun besondere Bedürfnisse hat oder hochbegabt ist – oder durchschnittlich. Zu dieser Liebe gesellt sich nun aber eine Sympathie zu gewissen Kindern, die ist nicht wegzuleugnen. Wenn ich in der Klasse Texte bespreche, dann merke ich auch, wie es in einigen Schülern und Schülerinnen zu vibrieren beginnt und eine Resonanz entsteht, die sich anfühlt, als wären wir in eine gemeinsame Sache verliebt.

Sollte man als Lehrer die Sympathie für gewisse Kinder verbergen?

Man muss vorsichtig sein und ja niemanden bevorzugen. Gleichzeitig soll man Sympathien nicht verdrängen. Wenn ich einen unfassbar klugen Text eines Kindes lese, schmelze ich dahin, soll ich das verschweigen? Wichtig scheint mir der permanente Austausch mit allen Schülern, deshalb frage ich sie vierteljährlich, was sie gut und weniger gut fanden. Und als Kriterium hören wir oft, wir sollten geduldig sein beim Erklären. Viele Kinder haben Angst, vermeintlich dumme Fragen zu stellen, weil der Lehrer sauer werden könnte. Das ist himmeltraurig, denn Kinder sollten frei sein, zu fragen, was sie wollen. Auch wenn wir es schon achtmal erklärten, haben sie das Recht auf ein neuntes Mal; Schüler sollten dazu animiert werden, Fehler zu begehen, und nicht, Fehler um jeden Preis zu verhindern. Es gibt kluge Fehler, aus denen man viel lernen kann.

Was bringen Strafen?

Nichts. Strafen sind in der Schule ein No-Go. Wenn Kinder etwas verbockt haben, rede ich mit ihnen darüber, wie sie es wiedergutmachen können. Das gibt Befreiung, man darf ja auch mal einen Streich spielen.

In Ihrer eigenen Schulzeit waren Strafen allgegenwärtig.

Ich bin noch mit dem Lineal geschlagen worden. Ich bin in Zürich Seebach aufgewachsen, damals war das ein Arbeiterquartier, aber ich war als Sohn eines Bankdirektors privilegiert und hatte eine schöne Kindheit. Wenn ich sah, dass die Fenster in den Wohnungen meiner Freunde geschlossen wurden, dann wusste ich, jetzt werden sie von ihren Vätern geschlagen.

Die Gymiprüfung in Zürich ist zu einem Monster angewachsen. Eltern versuchen alles, um ihre Kinder in guten Schulen unterzubringen; die Lehrer kommen unter Druck und geben ihn an die 12-jährigen Kinder weiter, die darunter fast zusammenbrechen. Wie beurteilen Sie das?

Da hat sich tatsächlich etwas hochgeschaukelt. Dabei kommt die Selektion in der sechsten Klasse zur dümmsten Zeit. Der IQ fluktuiert zwischen 11 und 14 am meisten, da wird der Neokortex fundamental umgebaut. Für die Buben ist das eine Katastrophe, die sind zudem um zwei Jahre entwicklungsverzögert. Während die Mädchen schon halbe Frauen



sind und tolle Aufsätze schreiben, sind wir Männer mit 12 oft noch Bubis. Die Klassen zu diesem Zeitpunkt zu trennen, entspricht nicht dem heutigen Wissensstand. Man sollte bis zum 10. Schuljahr warten.

Warum wird das Langzeitgymnasium dann nicht angepasst – oder gar abgeschafft?

Würde man das Langzeitgymi abschaffen, hätten wir Demonstrationen an Zürichs Goldküste. Die Eltern wären auf der Strasse, weil sie nicht wollen, dass ihre Kinder mit all den anderen Kindern zur Schule gehen. Es ist ein Distinktionsmittel.

Was ist denn mit den heutigen Eltern los? Sie würden Lehrer mit E-Mails malträtieren, heisst es, und mischten sich überall ein. Warum sind viele derart verbissen?

Ein Schulleiter erzählte mir, er habe früher in Zürich Schwamendingen unterrichtet, da habe es keine Probleme gegeben mit den Eltern – nur mit den Kindern. Nun sei er in einem reicheren Stadtteil, da sei es umgekehrt. Ich muss aber die Eltern in Schutz nehmen. Als erwachsener Mensch wird man nur als Patient im Spital und in der Schule entmündigt, wenn man sein Kind, sein liebstes Gut, an eine fremde Person übergibt, der es auf Gedeih und Verderb ausgeliefert ist. Es setzt viel Vertrauen voraus, wenn Eltern mir ihr Kind überlassen, deshalb verstehe ich ihre Sorgen.

Warum ist es für Akademikereltern so schwer zu ertragen, wenn die eigenen Kinder nicht aufs Gymnasium gehen?

Es ist eine tiefe Beleidigung. Manche empfinden es als persönliche Kränkung. Aber wie immer, wenn es sehr emotional wird, muss man sich eben auch als Eltern die Frage stellen, was die eigenen Anteile am Konflikt sind.

Warum haben Eltern so wenig Geduld mit den eigenen Kindern?

Das kenne ich auch. Ich habe fast hyperventiliert, wenn meine eigenen beiden Kinder etwas nicht verstanden. Und ich dachte, du meine Güte, wo wird das nur enden? Eltern sollten die Schulbildung ihrer Kinder den Lehrern überlassen können. Darum finde ich es auch so schlecht, wenn wir zu viele Hausaufgaben heimgeben, die müssten unter Anleitung in der Schule gemacht werden. Zu Hause wird der sozioökonomische Gap nur noch grösser.

Der Satz, den man in diesen ersten Schultagen von seinen Kindern wohl am häufigsten hört, lautet: Ich will nicht zur Schule! Ich will nicht zur Schule! Was antwortet man?

Ich würde nachfragen: Wie muss es sein, damit du gern zur Schule gehst? Die Unlust kann mit der Schule zusammenhängen oder auch Ausdruck eines ganz anderen Problems sein. Vielleicht läuft auch zu Hause nicht alles rund, die Eltern stehen womöglich kurz vor einer Scheidung. Denn wenn ein Kind am Morgen häufig weint, bekommt es das Maximum an Aufmerksamkeit. Man muss da hellhörig sein.

Sprechen Sie die Eltern an, wenn Sie Probleme zu Hause vermuten?

Ja. Mein Vorteil ist, dass ich 65 Jahre alt bin. Ich kann mir da mehr erlauben als andere und bitte die Eltern, ihre Konflikte nicht auf dem Rücken der Kinder auszutragen.



Bindung, Vertrauen und schulisches Lernen

Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, 16.9.2020

Mittwoch, 16. September 2020
18:30 – 20:30

Fachhochschule St. Gallen
Rosenbergstrasse 59
9000 St. Gallen

Referenten:

Dr. phil. Dipl. Psych. Karin Grossmann
und
Prof. Dr. phil. Dipl. Psych. Klaus E.
Grossmann
(Regensburg)

Einführung

Dr. med. Oswald Hasselmann,
leitender Arzt Neuropädiatrie
(Ostschweizer Kinderspital, St. Gallen)

[Mehr...](#)



VORTRAGSREIHE
PÄDIATRIE, SCHULE & GESELLSCHAFT

Bindung, Vertrauen und schulisches Lernen

MITTWOCH, 16. SEPTEMBER 2020, 18.30 – 20.30 UHR

